

# Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15

Nr. 266.

Pränumerationspreise:  
Für Laibach: Ganzj. fl. 8-40;  
Aufstellung ins Haus verli. 25 fr.  
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Mittwoch, 19. November 1879. — Morgen: Felix v. B.

Insertionspreise: Ein-  
malige Zeitzeile 4 kr., bei  
Wiederholungen 3 kr. An-  
zeigen bis 6 Zeilen 20 fr.

12. Jahrg.

## Die Kriegsbereitschaft des Friedens.

„Sollte es dahin kommen, dass der intacte Bestand der österreichischen Armee gewissermaßen an sehr kurze Kündigungsfristen geknüpft wäre, dann könnte Oesterreich in Zukunft kaum kräftige Alliierte gewinnen, aber auch mächtige Freunde, die in der Monarchie keinen ebenbürtigen Bundesgenossen mehr sehen würden, verlieren, und es würde das in Europa so mächtige Streben nach Erhaltung des Friedens geradezu gefährdet werden.“

Das sind die Worte des Grafen Taaffe, mit welchen dieser die Nothwendigkeit einer zehnjährigen Giltigkeit des Wehrgesetzes zu motivieren suchte. Das Publicum, vor welchem der Ministerpräsident diesen Versuch machte, war eine Versammlung der Clubmänner und des Präsidiums des Abgeordnetenhauses, eine Versammlung, welche unseres Wissens im parlamentarischen Leben Oesterreichs ohne Präcedenzfall ist und durch welche allem Anschein nach die Schärfe der Opposition gegen das Wehrgesetz abgestumpft und verhindert werden sollte, dass im Laufe der Debatte im Plenum des Hauses unangenehme Bemerkungen gegen die Parteipolitik der Regierung vorgebracht werden. Wir haben das Ergebnis dieser Versammlung bereits erwähnt und geben uns der Ueberzeugung hin, dass Graf Taaffe die Vergeblichkeit einer eventuellen Bestrebung einsieht, das Schwergewicht der parlamentarischen Entscheidung aus der Vollversammlung des Hauses in vertrauliche Conferenzen mit den Clubobmännern zu verlegen. Denn nichts wäre bedenklicher, als wenn sich die Gepflogenheit einnisten würde, bei besonders kitzlichen Fällen die Obmänner der einzelnen Fractionen zusammenzutrommeln und sich mit ihnen über die meritorische Entscheidung der vorliegenden Fragen zu einigen, so zwar, dass den Abgeordneten nur

die Ratification der von ihren Clubobmännern mit der Regierung getroffenen Vereinbarungen übrig bliebe. Ein solcher Vorgang wäre zwar bequem für die Regierung und würde die Debatten wesentlich verkürzen; aber es wäre im Widerspruch mit der Würde des Parlamentarismus, indem er den Clubobmännern Rechte einräumt, welche diese als die Repräsentanten von bloß privaten Vereinigungen gleichgesinnter Abgeordneten nie und nimmer beanspruchen können und gewiss auch niemals beanspruchen werden.

Indessen kann die Berufung der in Rede stehenden ersten Versammlung dieser Art durch den Grafen Taaffe als ein Ausnahmefall bezeichnet werden, dessen Herbeiführung lediglich durch die Stellung des Ministeriums zum Wehrgesetz erklärt wird. Graf Taaffe hat an das mit den Parteigrundsätzen der gegnerischen Fractionen des Abgeordnetenhauses in keinem directen Zusammenhange stehende Wehrgesetz die Cabinetsfrage geknüpft. Er hat sein Verbleiben im Amte von der Durchbringung eines Gesetzes abhängig gemacht, für welches ohne Verletzung seiner sonstigen politischen Ueberzeugung der echtfarbige Ultramontane und der ausgesprochene Reactionär ebenso gut zustimmend oder ablehnend stimmen kann, wie der freisinnigste Liberale oder der entschiedenste Fortschrittsmann. Wie die Verhältnisse im Abgeordnetenhaus heute stehen, muss auch Graf Taaffe auf die Unterstützung eines Theiles der Verfassungspartei reflectieren, einer Partei, welche nach den letzten Vorgängen Grund genug hat, die officiösen Versicherungen der Unparteilichkeit des Cabinets mit mehr als bloßem Zweifel hinzunehmen. Durch die Berufung aller Clubmänner zu einer gemeinsamen Besprechung konnte nun ein neuer, allerdings nur äußerlicher Beweis für die etwas anrüchlich gewordene Neutralität der Regierung gege-

ben und außerdem der Versuch gemacht werden, die Vertreter der oppositionellen Clubs im Sinne der Regierungsvorlagen zu präparieren.

Höhere Bedeutung hatte aber die Versammlung nicht gehabt, und ist auch die eingangs erwähnte Begründung der Wehrgesetzvorlage nur eine Wiederholung der Aeußerung, welche der Landesverteidigungsminister Baron Horst bereits früher aus ganz dem gleichen Grunde machte. Nur wurde sie vom Ministerpräsidenten etwas weiter ausgesponnen, indem dieser die Andeutung gab, dass für den Fall der Ablehnung des Wehrgesetzes, beziehungsweise seiner zehnjährigen Giltigkeit, Oesterreich nicht nur sehr schwer neue Bundesgenossen finden, sondern auch die bereits gewonnenen wieder verlieren müsste. In anderen Worten ausgedrückt würde das also besagen, dass vom Zustandekommen des Wehrgesetzes der Fortbestand der deutsch-österreichischen Allianz abhängig sei. Wer noch daran zweifelt, dass die Worte Taaffes nur diese einzige Deutung zulassen, den verweisen wir auf die weitere Erklärung Taaffes, dass eine zweite Folge der Ablehnung des Wehrgesetzes in einer Gefährdung des in Europa so mächtigen Strebens nach Frieden bestehen würde. Natürlich! Denn nachdem gerade die österreichisch-deutsche Entente als die verlässlichste Friedensbürgschaft bezeichnet wurde, müsste auch eine Erklärung der Beziehungen zwischen Berlin und Wien die Hoffnungen der Friedensfreunde vermindern. Diese Folgerung ist ganz richtig, was aber vorläufig noch eines Beweises bedarf, das ist die Richtigkeit der Anschauung, dass eine Ablehnung des österreichischen Wehrgesetzes auch naturnothwendig zur Lockerung unserer freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland führen müsste. Ja, wir erlauben uns sogar daran zu zweifeln, obgleich die „Nordb. Allg. Btg.“ seinerzeit dem Abgeordneten Dr. Herbst

## Feuilleton.

### Fanos und Jonas.

Eine Erzählung aus Tirol von Adolf Pichler.

(Fortsetzung.)

Also der Klaubauf! dachte ich mir und beschloß, in der Rolle fortzufahren.

„Aber ich weiß, du bist brav gewesen; hast du die zehn Gebote Gottes ordentlich gelernt?“

Das Kind begann:

„Du sollst allein an einen Gott glauben“ u. s. w. durch „des Nächsten Hausfrau“ bis zum Gute desselben.

Ich nahm feierlich meine Blechbüchse von der Schulter, holte den Bilderpack meines Söhnleins heraus und hielt ihn dem Mädchen unter die Augen.

„Weil du alles so gut weißt, darfst du ein Bildchen aussuchen.“

Das Kind klaubte hin und her, endlich wählte es Antonius, den Abt, mit einem goldenen Heiligenschein und dem Ferkelchen zu seinen Füßen.

„Warum nimmst du denn das?“ fragte ich etwas erstaunt.

„Weil auf dem Bild so genau unser Schwein im Stall dort gemalt ist!“

Ich mußte über diesen triftigen Grund herzlich lachen und legte noch den Schutzengel bei, damit es eine rechte Freude habe.

Die Bäuerin hörte lächelnd zu, mit dem Herzen des Kindes hatte ich auch das der Mutter gewonnen. Bescheiden fragte sie um den Zweck meiner Wanderung; als ich ihr denselben mitgetheilt, zeigte sie nicht nur kein Befremden, sondern ich konnte im Gegentheil entnehmen, sie wisse sehr gut, dass es auch für derlei Dinge Leute geben müsse. Dann eilte sie in das Haus und brachte schnell auf einem Zinnteller Wohnkrapsen, die noch vom heißen Schmalz brizelten.

Sie bot mir dieselben an, und als ich den Teller dankend zurückschob, rief sie: „Gibt doch, ich weiß wohl, dass Ihrs nicht braucht, allein ihr sollts nicht verschmähen, es ist heut Kirchtagsabend, und da schmecken die Krapsen besonders gut!“

Ich nahm einen vom Teller, einen zweiten reichte ich dem Mädchen. Als wir dieselben verzehrten, sagte die Bäuerin: „In der heiligen Schrift heißt es: Geben ist seliger als Nehmen. Nun weiß ich aus Erfahrung, dass das Nehmen, wenn man Elend laut, zwar recht wohl thut, aber die Bibel hat recht. Nehmt mit Dank und gebt, wenn ihr es habt!“ Sie hatte diese Worte an das Kind gerichtet, wie zur Belehrung, mit einer

Wärme des Tones, welcher nur aus dem Herzen fließt.

Der Schatten legte sich über Haus und Wald, mit einem Geltz Gott! eilte ich von dannen.

Da raschelte dort, wo der Weg aufwärts steigt, das dichte Gebüsch von Hagedorn und Birken, welche Blätter fielen nieder, ein Knabe stand mit einem zugeklapperten Reisenschlag in der Hand vor mir, er wandte sich nach einem flüchtigen Blick schnell der Mühle zu und verschwand unter der Thüre. Ich stuzte über diese Gestalt; schwarze Augen und schwarze Haare sind in einer Gegend, deren Bewohner, von Romanen stammend, noch vor einigen Jahrhunderten wälschten, nicht gar selten; — der etwa zehnjährige Junge zeigte zwar einen südlichen, aber keinen romanischen Typus. Das lange geringelte Haar floß in der Mitte gescheitelt von der schmalen Stirn, die Brauen wölbten sich im scharfen Bogen über dem dunkeln, etwas vortretenden Auge, unter der gebogenen Geiernase ein schmaler Mund mit lecker Unterlippe, eine fahle Gesichtsfarbe, — das ganze Wesen war trotz dem Tirolergewand fremdartig. Auch der elastische Bau der schlanken Glieder und der kleine Fuß wich von der bekannten derben, vierschrötigen Unbeholfenheit der Stubaijer beträchtlich ab. Fremdartig, ja! wie die Blumen an den

eine scharfe Strafpredigt deshalb hielt, weil dieser anlässlich der Adressdebatte den Militarismus als das Unglück und als den Ruin der europäischen Staaten bezeichnet hatte. Denn ebensowenig, als sich heute irgend eine Stimme für die Herabminderung der Kriegsstärke des Heeres aussprechen wird, ebensowenig wird das nach einem, zwei oder nach drei Jahren der Fall sein, wenn sich nämlich die allgemeine Sachlage und die Verhältnisse Europas nicht geändert haben. Aber trotz unserer Einwendungen gegen die volle Richtigkeit der vom Grafen Taaffe zu Gunsten der Wehrgefeßvorlage geltend gemachten Motive wollen wir doch gerne zugestehen, dass denselben eine herbe Wahrheit zugrunde liegt, die Thatsache nämlich, dass der Frieden Europas nur durch eine dauernde Kriegsbereitschaft aufrechterhalten werden kann und dass jener Großstaat vereinsamt und ohne Bundesgenossen allen Eventualitäten bloßgestellt bleibe, der seine Streitkräfte nicht auf einem Achtung gebietenden Stande zu halten vermag.

Der alte Grundsatz der Römer, den Frieden durch kriegerische Rüstungen zu schirmen, ist in unserem Jahrhundert zur permanenten Grundlage der Großmachtpolitik Europas geworden, ohne dass man sich bisher mit Beantwortung der Frage beschäftigte, wie lange wohl der Welttheil die Last der andauernden Kriegsbereitschaft zu tragen vermag. Doch wird und muss die Zeit kommen, in welchem diese Frage zur Entscheidung gelangt, sei es nun, dass die allgemeine Erschöpfung die übermäßig angespannten kriegerischen Anforderungen zur Erhaltung des Friedens allmählich herabmindern lässt, oder dass schließlich die krisenschwangere politische Atmosphäre Europas in einem gewaltigen Kriegsgewitter Abkühlung findet. Eines besonderen Grundes hierfür bedarf es nicht. Ist einmal ein Staat vor die Alternative gestellt, durch die andauernde Kriegsbereitschaft gegen einen geheimen Gegner dem unvermeidlichen Untergange entgegenzugehen, oder aber sich den Wechselfällen eines Krieges auszusetzen, durch dessen glücklichen Ausgang seine Existenz gesichert werden könnte, ohne dass man deshalb auch fernerhin noch den Zustand einer permanenten Kriegsbereitschaft aufrechterhalten müsste, so ist die Wahl un schwer getroffen. Und zu einem solchen Verzweiflungskriege von ganz unabsehbaren Dimensionen wird und muss es noch kommen, wenn nicht anders Völker und Regierungen früher zur Einsicht gelangen, dass die bisherigen Verhältnisse, auf die Dauer unhaltbar, einen schreienden Gegensatz zu

den humanitären Bestrebungen der Gegenwart bilden.

### Was Taaffe über sich selbst sagt.

Ein Correspondent des „Journal des Débats“ will es dazu gebracht haben, den Grafen Taaffe über die Genesis seines Ministeriums und seine Ziele auszuholen. Ob gerade seine Äußerungen, die der Interviewer unserem Ministerpräsidenten in den Mund legt, ebenso gelautet haben, wie er sie erzählt, wagen wir nicht zu behaupten. Im ganzen und großen genommen, könnte aber das, was Graf Taaffe bei dieser Gelegenheit gesagt haben soll, in jedem officiösen Blatte nachgedruckt werden. Lassen wir ihn also nach den Berichten des Gewährsmannes des „Journal des Débats“ selbst reden. Darnach hatte sich Graf Taaffe geäußert, dass es zuerst seine Absicht gewesen sei, ein liberales Ministerium zu bilden, allein diese Mission scheiterte, und er sei darauf nach Innsbruck zurückgekehrt. Indessen war das Ministerium Auerberg unhaltbar geworden, es wurde das Ministerium Stremayr konstituiert und er — Graf Taaffe — habe in demselben den Platz eines Ministers des Innern übernommen. Bei den Wahlen wäre es ihm leicht gewesen, eine Regierungsmajorität zu schaffen, allein er (Graf Taaffe) habe stets einen Widerwillen dagegen gehabt, im trüben Wasser zu fischen, und sich stets an das Sprichwort gehalten: „Ehrlich währt am längsten.“ Er richtete seine Bemühungen darauf, die beiden Parteien des Großgrundbesitzes miteinander zu versöhnen. Damit wurden drei Zwecke erreicht: zunächst musste eine Versöhnung der konservativen Elemente im allgemeinen wünschenswert erscheinen, ferner war dieser Compromiß das beste Mittel, um zu einer Versöhnung mit den Tschechen zu gelangen, und endlich musste es der Regierung als die schönste Mission erscheinen, das Parlament vollzählig zu machen. „Ich glaubte — sagte Graf Taaffe zu dem Correspondenten weiter — dem Lande so den größten Dienst zu leisten. Es ist mir gelungen. Selbst in den Adressentwürfen der Opposition mußten die liberalen Parteien das Ereignis, dass die Tschechen in den Reichsrath getreten sind, in prächtigen Phrasen rühmen.“

„Ich wollte — fuhr Graf Taaffe fort — eine Regierung schaffen, welche auf neuen Principien beruhe, keiner Partei angehöre und nur der praktischen Arbeit sich widme. Die Durchführung dieser Idee ist mir bisher nicht gelungen. Sie fand Hindernisse durch Personenfragen und durch das gegenseitige Mißtrauen der Parteien. Es ist

nicht so leicht, die Geister zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß das Mißtrauen nicht gerechtfertigt sei. Aber schließlich muß jedermann begreifen, daß ein Attentat gegen die Verfassung nicht geplant werde. Das hat sich bei der Adressdebatte gezeigt. Man mußte auf einen Ausbruch der Leidenschaft gefaßt sein, wozu es Dank der mächtigen Bemühungen der Regierung nicht gekommen ist. Man hat mit Recht Herrn Dr. Nieger getadelt, aber man hat den Grafen Clam-Martiniß gelobt, und man sieht daraus, daß es die Aufgabe des Großgrundbesitzes ist, die nationalen Leidenschaften zu beruhigen.“ „Ich habe“ — bemerkt Graf Taaffe — mich mit keiner der beiden Adressen identifiziert; ich unterstützte bloß jene Adressen, welche zur Versöhnung zu führen geeignet waren.“ Der Correspondent machte darauf aufmerksam, daß die größten Schwierigkeiten im Parlamente erst zu besiegen seien, darauf erwiderte Graf Taaffe: „Sie haben recht, eine reiche Dotation von Schwierigkeiten, das ist das Willkommengeschenk, welches jedem österreichischen Ministerium entgegengebracht wird. Was das Wehrgefeß betrifft, so wird die Regierung ihre ganze Energie aufbieten, um dieses Gefeß durchzubringen. Denn es handelt sich um die Macht des Reiches. Wird das Wehrgefeß nicht angenommen, so werden wir uns zurückziehen und die Patrioten mögen über das nachdenken, was dann kommen wird. Das Coalitionsministerium wäre gescheitert und man müßte ein Parteiministerium schaffen. Würde ein Cabinet aus der Rechten genommen, so würde dasselbe sich das Wehrgefeß für die Dauer eines Jahres votieren lassen, und im Laufe des Jahres würde man sehen wie die Dinge sich entwickeln werden. Würde ein Ministerium aus der Linken berufen, so müßte dasselbe, weil es sich in der Minorität befände, sofort die Auflösung des Parlamentes decretieren. Ich glaube aber, es gibt keinen ersten Politiker, welcher mit kaltem Blute einem Wahlkampfe unter den gegenwärtigen Verhältnissen entgegensehen würde.“ Der Minister sprach noch über die Steuerfrage und erklärte, daß das Ministerium keine Schulden machen werde, ferner, daß es die Mitte zwischen Schutz Zoll und Freihandel zu halten suche. Graf Taaffe schloß die Unterredung mit den Worten: „Wir haben keine Geheimnisse und wir fürchten nicht die Argusaugen der Presse, aber wir sind dankbar dafür, wenn die leitende Presse im Auslande die befreundeten Nationen über das aufklärt, was in Oesterreich vorgeht, und Sympathien für eine Politik schafft, die derselben würdig ist.“

zwei Mittelfenstern, die mir unmittelbar darauf wieder einfielen.

Die Ferien waren zu Ende; ich hatte so viel zu thun, daß ich vorläufig weder an die Drehorgel noch an die Mühle denken konnte. So recht zu meiner Plage hatte ich den Zahn des vorweltlichen Neptils gefunden, ich mochte sinnen, bestimmen und vergleichen, wie ich wollte, es kam nichts heraus, er ließ sich nirgends einreihen oder unter einen bekannten Namen bringen. Ja, so ein unsystematischer Zahn kann einem Geologen ebensoviel Kummer schaffen, als ein hohler irgend einem Menschenkind!

Ich hatte aus der Universitätsbibliothek einen ganzen Ballen Bücher heimgeschleppt — vergebens! Nichts klappte, nichts paßte. Brummend wie ein antediluvianischer Urbär — so meinte wenigstens meine Frau — schleppte ich die Last mit Hilfe eines Packträgers wieder hinaus. Als ich an der Jesuitenkirche vorüberging, schlug es zehn; im Gymnasium tönte die Glocke des Schuldieners, um die geplagten Schüler zu befreien. Siehe da! sie ergossen sich auch im breiten Schwall aus dem Doppelthore, jauchzend, hüpfend, springend aus Freude ob der Erlösung. Wie ein Blitz schoß jener Knabe, den ich

bei der Mühle gesehen, an mir vorüber, endlich wurde im Hintergrund die kleine Gestalt des Professors Simon sichtbar, er trug seine berühmte Dose und bestreute von Zeit zu Zeit mit einer gewaltigen Prise den Brustlaß des alten blauen Tuchrockes.

„Wie geht es, Simon,“ rief ich ihm zu, „hast du heuer viele Jungen zu bändigen?“

„Dreißig,“ erwiderte er langsam.

„Wer ist denn jener schwarze Schlingel, der dort zum Brunnen hinschießt, hinaufspringt und aus der vollen Röhre das Wasser in den Mund rinnen läßt?“

„Ja wohl, ein Schlingel!“ seufzte Simon, „fraß dir der Kerl heut' nicht in der Zwischenstunde eine ganze Zwiebel, daß allen die Augen übergienge! Ich habe ihn dafür auch tüchtig mit Hausarrest gebußt.“

„Hu! er ist vielleicht ein Ungar, ein Kroat oder Slowak, die essen ja Zwiebel als Leibspeise, da hättest du ihn nicht bußen sollen.“

„Ein Ungar ist es allerdings, aber schadet dem Flegel nichts, er hat es sonst verdient.“

„Ein Ungar? wie kommt der in's Stubai?“

„Hast du ihn dort gesehen?“

„Allerdings, und er fiel mir sogleich auf. Wie heißt er denn?“

„Janos Szalai!“

„Janos Szalai!“ rief ich erstaunt, „das ist ja der Name an der Drehorgel. Das ist mir interessant. Erzähle mir, was du von ihm weißt.“

„Eben nicht viel mehr!“ erwiderte Simon bedächtig, „übrigens scheint mir, Doctorl, Du willst wieder eine jener Geschichten zusammenstoppeln, an denen nichts wahr ist, als deine un-löbliche Unterschrift?“

„Meinst du, Simon?“ erwiderte ich lachend.

„Wenn ich nun gar deine werthe Person hineinbrächte mit dem ungeheuren Cylinder, den rostigen Brillen und den schrecklichen Kanonentiefeln? Uebrigens bin ich ein Unterländer und du ein Binstgauer; das Privilegium zu lügen verleiht, wie du weißt, der Volksmund nur den Binstgauern.“

Er räusperte sich und griff nach der Dose, indes stürzte wieder ein Schwarm Schüler aus dem Thore und trennte uns.

Ich muß gestehen, der Knabe und die Drehorgel erregten meine Neugierde in hohem Grade. Schließlich gab ich der Versuchung nach, einen Ausflug in's Stubai, ja sogar auf die Waldrafft zum Vater Salefi zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Antrag des Abgeordneten Czedit über die Herabsetzung des Friedensstandes der Armee war in den letzten Tagen Gegenstand der Berathung in den Clubs der Rechtspartei, der Polen und der Tschechen. Trotzdem die verfassungstreue Partei dem Wehrgeetze zuzustimmen erklärte; wenn dieser Antrag angenommen würde, lehnten die föderalistischen Clubs diesen Vermittlungsantrag ab. Als Motivierung dieser Ablehnung wurde in den Clubs der Rechten angeführt, dass, indem das Abgeordnetenhaus die Friedensstärke des Heeres gesetzlich normiere, ein Eingriff in das den Delegationen zustehende Budgetrecht geübt werde. Demzufolge fiel denn auch die vorgestern abends vorgenommene Abstimmung im Wehrausschusse zu Gunsten einer unüberänderten Annahme der Regierungsvorlage aus. In der Minorität blieb sowohl der mit Zustimmung des Clubs der Liberalen eingebrachte Antrag des Abgeordneten Czedit auf Feststellung des Friedenspräsenzstandes im Gesetzeswege mit 230,000 Mann, als auch der Antrag Rechbauers, den gegenwärtigen Kriegsstand per 800,000 Mann nur für die Dauer eines Jahres zu bewilligen, nachdem der Landesvertheidigungs-Minister erklärt hatte, dass die Regierung in keine wie immer gestartete Abänderung ihrer Vorlage einwilligen könne. Zum Berichterstatter für das Plenum wurde von der Majorität des Ausschusses Abgeordneter Zeithammer gewählt. Die Abgeordneten Czedit, Rechbauer und Schöffel meldeten Minoritätsvoten an.

Das Präsidium des Tschechenclubs, bestehend aus den Herren Dr. Rieger, Dr. Šrom und Fürst Lobkowitz, ist vorgestern vormittags 10 Uhr vom Kaiser in Audienz empfangen worden. Der Sprecher der Deputation, Dr. Rieger, überreichte dem Kaiser das Memorandum des Tschechenclubs und empfahl die Erfüllung der „verfassungsmäßigen Forderungen“ der Tschechen der kaiserlichen Gnade, indem er hervorhob, dass zur Verwirklichung dieser Forderungen die Erlassung neuer Gesetze nicht notwendig sei. Der Kaiser nahm das Memorandum entgegen und erwiderte, er bleibe den Tschechen gewogen.

Ein Pariser Correspondent der „N. fr. Pr.“ entwirft von dem wahrscheinlichen Arbeitsprogramm der parlamentarischen Vertretungen nachfolgende Skizze: „Das wichtigste Gesetz Ferrys, welches den Artikel 7 enthält, wird im Senate auf jeden Fall erst im Jänner zur Berathung kommen, dagegen dürfte die Vorlage über den höheren Unterrichtsrath sogleich nach Eröffnung der Session und noch vor dem Budget zur Discussion gelangen. In der Kammer wird sich das Gesetz zwischen den Intrantsigen und dem Ministerium gelegentlich der Amnestiefrage entspinnen. Der Amnestie-Antrag wird nämlich sofort von der äußersten Linken eingebracht und zugleich die Dringlichkeits-Erklärung für denselben beantragt werden. Die Regierung wird sich dieser Dringlichkeits-Forderung widersetzen, und es wird sich dabei gleich herausstellen, ob die Anhänger der vollen Amnestie, selbst mit Unterstützung der Bonapartisten, deren sie so gut wie gewiss sind, eine Mehrheit aufzubringen vermögen. Waddington wird wahrscheinlich diesen Anlass benützen, um in einer längeren Rede seine Amtsthätigkeit zu vertheidigen und gewissermaßen ein Vertrauensvotum zu fordern. Rabier de Montjau beharrt, wie es heißt, darauf, das Ministerium wegen der Nichtverfolgung des Bischofs Freppel zur Rede zu stellen. Schwerlich dürften aber aus dieser Interpellation der Regierung Unannehmlichkeiten erwachsen.“

Der Aufstand auf Cuba hat wieder größere und ernstere Dimensionen angenommen. General Martinez Campos hatte die Insel nur dadurch pacifiziert, dass er mit den Aufständischen den sogenannten Convenio von Sanjon schloß und die Emancipation der Sklaven im Wege einer den

Sklavenhaltern zu gewährenden Entschädigung versprach. Nun scheint aber der von den gegenwärtigen Regierung beantragte Modus der Befreiung in der Havana keinen guten Eindruck hervorgerufen zu haben. Madrider Depeschen vom 14. d. melden, dass viele Theilnehmer an dem Convenio von Sanjon wieder zu den Waffen gegriffen und zahlreiche von Weißen geführte und aus Negern und Farbigen bestehende Insurgentenbände gebildet haben. Der Aufstand ist in Las Villas zuerst ausgebrochen, und werden als die Chefs desselben die Cabecillas Bonacheau, Jimenez, Rentero und Sanchez genannt. Der hohe Ernst der Situation kann aus der Thatsache ersehen werden, dass der Gouverneur der Insel, General Blanco, zur Bewältigung der Insurrection 25,000 Mann Verstärkungen erbeten hat. Die Regierung will diese Truppen dem Armeecorps des Nordens und den Garnisonen des Südens entnehmen und hat auch den Depots d'Ultramar Befehl zur Einschiffung von Kriegsmaterial gegeben.

### Vermischtes.

— Die spanische Hochzeit. Vorgestern abends 9 Uhr hat Erzherzogin Christine, die Braut des Königs Alfonso von Spanien, Wien verlassen, um in ihre neue Heimat abzureisen. Der Abschied der hohen Braut, zu welchem sich der Kaiser, zahlreiche Mitglieder des kaiserlichen Hauses und viele hohe Würdenträger eingefunden hatten, war ein tief empfundener. Auch unser Monarch, dessen Herzengüte ja allgemein bekannt ist, konnte sich der Manesthräne nicht erwehren. Die Kaiserin war nicht anwesend.

— Räuber nächst der Südbahn. Man schreibt der „N. fr. Pr.“ aus Leobersdorf, 15. d.: Der Mühlenbesitzer Josef Klinger in Wittmannsdorf (Gemeinde Enzesfeld nächst Leobersdorf) vernahm am 13. d. abends ein seltsames Geräusch, welches ihn auf die Vermuthung führte, dass an der Nordseite der Mühle, wo der Mühlbach vorbeifließt und das Mehlgewölbe nebst einer Speisekammer sich befindet, Mauertheile herausgebrochen würden. Sofort bewaffnete er sich mit einem Jagdgewehre, seine sechs Müllerburschen mit Revolvern und Pistolen und ließ die Mühle nach allen Richtungen auf diese Art besetzen. Schon nach wenigen Minuten wurden drei an die Süseite dirigirte Vertheidiger mit ebenso vielen dort eindringenden Einbrechern handgemein. Mehrere Schüsse wurden, ohne zu treffen, abgefeuert. Zwei der Eindringlinge sprangen, sobald sie sich einer Uebermacht gegenübersehen, in den metertiefen Mühlbach, wurden jedoch verfolgt, und der eine, Stefan Peperl aus Zennendorf in Ungarn, festgenommen. Der zweite schwamm abwärts, und es fand sich keine Spur mehr von ihm; angeblich heißt derselbe Leopold Daumann; er ist von mittlerer Statur, hat blonde Haare und Schnurrbart und soll in Ginzelsdorf die beiden anderen zum Einbruche verleitet haben. Der dritte Einbrecher, Josef Stefanel aus Mattersdorf, wurde erst, nachdem er einem Müllerburschen mit dem Taschenmesser mehrere gefährliche Stichwunden beigebracht hatte, überwältigt. Zwei Stunden vorher hatte das saubere Kleeblatt den Keller des Pfarrers Adolf v. Baudis in Enzesfeld erbrochen und dort mehrere Flaschen Johannisberger, Bordeaux- und gewöhnlichen Lischweines entwendet und auch in die Speisekammer einzubrechen versucht. Die beiden dingest gemachten Thäter wurden dem Gerichte eingeliefert.

— Bulgarische Rechtszustände. Der „Londoner Allgemeinen Correspondenz“ wird aus Sofia unterm 2. November geschrieben: „Der bulgarische Justizminister Gredow insultierte jüngst bei einer Hochzeitsfeier einen Gast. Am folgenden Tage machte der Beleidigte wegen der ihm zugesügten Injurie einen Proceß gegen Herrn Gredow anhängig, der in Gemeinschaft mit den übrigen Ministern den zur Aburtheilung der Angelegenheit bestimmten Richter durch Drohungen zu überreden suchte, den Kläger abzuweisen und sich als unzu-

ständig zu erklären. Der Richter weigerte sich, diesen Vorstellungen Gehör zu geben und verurtheilte den Minister zu einem Monate Gefängnis. Vor Ablauf des Proceßes jedoch suspendierte der Minister den Richter und seine Amtsgenossen, die indes die Suspension gar nicht beachteten, weil dieselbe von einem sich unter Anklage befindlichen Minister angeordnet worden. Die Anwesenheit hat hier großes Aufsehen verursacht und wird ohne Zweifel die lauwarmen Conservativen zu Gunsten der Liberalen stark beeinflussen.“

— Ein klassischer Bericht eines norddeutschen Schulzen an das königliche Amt zu Neustadt am Rübenberge, Provinz Hannover, lautet folgendermaßen: „Anzeige von einem von Tollheit occipierten Hunde. — Dieser Nacht blüß der Nachtwächter Hfermann auf seiner Trompete, da kam ein in der Dunkelheit unverkennbarer Hund von rückwärts herbei und ward der Nachtwächter Hfermann von sulstigem durch seiner Hand gebissen und zwar von Hinten, ohne dabei zu bellen. Da dies ein gegen die Gewohnheit der Hunde verwirrter Thatbestand ist und ich mir verpflichtet halte, so möge das königliche Amt dabei sein Auskommen finden. Der Schulze Sch.“

### Local- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Die dreitägige Schwurgerichtsverhandlung in Laibach) gegen Franz Bobel aus Laibach, angeklagt des Mordmordes, begangen in der Lattermannsallee in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai l. J. an dem Schustermeister Holzmann von Schischka, und gegen dessen Geliebte, die Bagantin Katharina Dolinar, angeklagt wegen Theilnahme am Raube, wurde heute um 3 Uhr beendet. Der Wahrspruch der Geschwornen bejahte mit 9 gegen 3 Stimmen die beiden an sie gestellten Hauptfragen, worauf Franz Bobel zu lebenslänglichen schweren Kerker und seine Geliebte zu vierjähriger Kerkerstrafe verurtheilt wurde. Vor der Todesstrafe rettete den Hauptthäter der Umstand, daß er nach Verübung des Mordes vom Laibacher Magistrat zu vierzehntägigem Arrest wegen Bagierens verurtheilt worden war, welcher Umstand als eine Verschärfung der Todesstrafe nach unserem Strafgesetze die Anwendung der letzteren ausschließt.

— (Vom sicherheitsgefährlichen Schwurgerichtssaal.) Wie wir erfahren, wurde von Seite der hiesigen Behörden das Präsidium des Oberlandesgerichtes in Graz bereits wiederholt auf den haufälligen Zustand und die Unzulänglichkeit unseres Schwurgerichtssaales aufmerksam gemacht. Da alle bisherigen Anregungen in dieser Beziehung resultatlos blieben, so ist anzunehmen, daß der Herr Oberlandesgerichts-Präsident auch die Verantwortung dafür übernimmt, wenn eines schönen Tages der Fußboden des Schwurgerichtssaales durchbricht und das Zuschauerpublicum mit gebrochenen Armen und Beinen in die Localitäten des darunter befindlichen Landtafelamtes hinab verseht wird.

— (Desinfectierliches.) Gewisse Orte haben nur dann ein Anrecht auf eine Besprechung in die Oeffentlichkeit, wenn sie infolge der unterlassenen Desinfection ihre Umgebung in üblen Geruch bringen. Letzterer Gefahr ist auch unser Theater ausgesetzt, weshalb wir im Interesse der Theaterbesucher an jene, welchen es angeht, die bescheidene Anfrage richten, ob es denn nicht hoch an der Zeit wäre, jenen gewissen Orten unseres Theaters, welche den ganzen Kunsttempel in üblen Geruch bringen, eine gründliche Desinfection angeheihen zu lassen?

— (Theater.) Heute beginnt unsere Landsmännin Fräulein Lori Stabel ihr Gastspiel mit der Rolle der Fanchette im „Seecadet“.

— (Für Briefmarkensammler.) Freunde des Briefmarkensammelns machen wir darauf aufmerksam, daß bei E. Wartig in Leipzig unter dem Titel „Zeitfaden der Philatekt

